

Die Literatur

Monatschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 32. Jahrgang

1929

Dezember

Heft 3

Zeitslupe: Josef Ettlinger zum Gedächtnis * Die Karikatur im
Bühnenbild * Kollektivismus? Individualismus! * Die Kinder
und ihr politisiertes Theater * Beim Anblättern von Eioessers
Literaturgeschichte * Das Schicksal sucht sich seine Leute

Thomas Mann „Si le grain ne meurt —“
Ernst Wiechert. .. Vom Umgang mit jungen Menschen
Ernst Heilborn. Suchende Jugend
Edwin Landau. W. E. Süskind: Jugend
Heinz Dietrich Kenter. Donner über Menschen
Albert Zimmer. Marieluise Fleißer
Alfons Paquet. Wagenlaterne ...
Julius Bab Biographie des Jahrhunderts
Theodor Heuß Stegemanns Lebenserinnerungen
Philipp Strauch Schwester Haderwych
Friedrich Kayßler. Eine Manuskriptseite

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen *
Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Büchermarkt

Thomas Mann über André Gide

„le grain ne meurt“ — (Stirb und werde — Autobiographische Aufzeichnungen).

ORIENT- OCCIDENT- VERLAG / STUTTGART- DEN HAAG- LONDON

Die erste deutsche Übersetzung des französischen Originalwerkes

CHRESTIEN DE TROYES
PERCEVAL
ODER
DIE GESCHICHTE VOM GRAL

Übersetzt von Dr. Konrad Sandkühler
(mit ausführlicher Einleitung)

Mit 1 mehrfarbigen und 6 einfarbigen Bildbeigaben nach Miniaturen einer unveröffentlichten Perceval-Handschrift der Pariser Nationalbibliothek

8°, 207 Seiten, Ganzleinwand m. G. RM. 10.50

Der vorliegende Band umfaßt die ganze erhaltene Dichtung Chrestiens unter Hinzufügung eines Prologs und einer Kindheitsgeschichte Percevals nach unbekannten Dichtern. Auch das letzte Abenteuer ist durch die Fortsetzung eines unbekannten Dichters abgerundet.

ORIENT- OCCIDENT- VERLAG / STUTTGART- DEN HAAG- LONDON

E i n s c h ö n e s G e s t g e s c h e n t

MARGARETE BRUNS
Die Märchen der Salamanderhöhle

Gebunden M 3.50

Wenn man diese prächtigen Märchen den besten ihrer Art an die Seite stellt, läßt man ihnen nur Gerechtigkeit widerfahren. (Vossische Zeitung.)

Der Hauch der frühchristlichen Zeit weht durch die Blätter dieses köstlichen Märchenbuches. Margarete Bruns ist eine ganz große Künstlerin im Märchen Erzählen. (Hamburg. Fremdenbl.)

Reizend u. harmonisch sind Inhalt u. Ausstattung. Ob als Fest- oder Alltagsgeschenk verwendet, das Entzücken von groß u. klein werden diese Märchen stets erwecken. (München. Neueste Nachr.)

Deutsche Verlags-Anstalt / Stuttgart Berlin und Leipzig

Die Stunde André Gides, eines der reichsten europäischen Geister unserer Zeit, ist auch in Deutschland gekommen



Phot. M. Schmiegelski, Berlin

ANDRÉ GIDE

Die deutsche Gesamt-Ausgabe der Werke in Einzelbänden

Bereits erschienen:

Stirb und Werde
Autobiographische Aufzeichnungen
Übersetzt von Ferdinand Hardekopf
In Leinen M 10.—

Die Fälschmünzer
Roman. Übersetzt von Ferdinand Hardekopf
In Leinen M 9.—

Tagebuch der Fälschmünzer
Übersetzt von Ferdinand Hardekopf
In Leinen M 4.50

Die enge Pforte
Roman. Übersetzt von Felix Paul Greve
In Leinen M 7.—

Die Schule der Frauen
Übersetzt von Käthe Rosenberg
In Leinen M 5.50

Aus anderen Verlagen übernehmen wir:

Der Immoralist
Roman. Übersetzt von Felix Paul Greve
In Leinen M 5.50

Die Pastoral-Symphonie
Roman. Übersetzt von Bernhard Guillemin
In Leinen M 2.50

Paludes
Die Sümpfe. Übersetzt von F. P. Greve
In Leinen M 4.50

Der schlechtgefesselte Prometheus
Übersetzt von Franz Blei. In Leinen M 4.—

Saul
Schauspiel in 5 Aufz. Übers. v. Felix P. Greve
Geheftet M 2.—

Die Rückkehr des verlorenen Sohnes
Übersetzt von Rainer Maria Rilke
erscheint in einem Sammelband

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT / STUTTGART BERLIN LEIPZIG

Neuerscheinungen

Die deutsche Wandlung

Das Bild eines Volks

Von Eugen Diesel

Leinenband Rm. 8.—



Fürstenbriefe an Napoleon I.

Herausgegeben von

Friedrich M. Kirchheim

1. Band: Deutsche Fürsten und Fürstinnen

2. Band: Außerdeutsche Fürsten und Fürstinnen / Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Bonaparte.

Jeder Band mit 12 Tafeln (Bildnissen und Faksimiles) in Ganzleinen Rm. 14.—, Halbleder Rm. 18.—

Diese Sammlung hochinteressanter, bisher unbekannter Briefe ist unentbehrlich für jeden, der die Geschichte der napoleonischen Zeit in ihren innersten, geheimsten Motiven erkennen will.

Eugen Diesel gibt hier ein unmittelbares Bild dessen, was im Grunde für jeden Deutschen als «Deutsches» sichtbar, greifbar, erlebbar wird, ohne zu spekulieren oder Ideologien auszudenken. Es handelt sich um eine ganz neue Betrachtungsweise. Mit unbefangenen Auge und Ohr, aus großem Abstand und doch mit warmer seelischer Nähe zu allen Erscheinungen, wird hier Deutschland gesehen. Man bezeichnet diese Darstellung am besten als eine philosophische und künstlerische Geographie Deutschlands.

Der Greif-Almanach 1930

Mit zahlreichen Abbildungen. Rm. 1.—

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT IN STUTTGART

Vom Verfasser des bekannten Wertes „Vom Zarenadler zur roten Fahne“

P. M. Krasnow

erschien vor kurzem der neue Roman von Rußlands Auferstehen

Der Weiße Kittel

Vom roten Stern zum Doppeladler

Brosch. Rm. 4.—, in Leinen Rm. 6.50

Einzelgeschicke weiten sich zum Volkschickal im Kampf gegen den Bolschewismus. Ein Zeits und Zukunftsbild, das von der ersten bis zur letzten Seite in Atem hält.

Zu den bleibenden Werten der modernen Literatur gehören die Dichtungen von

Jakob Schaffner

Neueste Werke:

Der Mensch Krone

Roman. 7.—10. Aufl. Rm. 6.50

Das große Erlebnis

Roman. 15.—17. Aufl. Rm. 7.50

Die Glücksfischer

Roman. 9.—13. Aufl. Rm. 8.50

Föhnwind

Novellen. 3. Auflage. Rm. 6.50

Verhängnisse

Novellen. 3. Auflage. Rm. 6.—

Der Kreislauf

Gedichte. Rm. 4.80

„Hier tönt eine Stimme, die keiner mehr vergessen kann, dem sie einmal erklingen ist“ / Neue Freie Presse.

ZU HABEN IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN

„Si le grain ne meurt —“

Von Thomas Mann (München)

Die Vertrauensstellung, deren André Gide sich in seiner Nation erfreut, gehört zu den schönsten und merkwürdigsten Erscheinungen des geistigen Lebens von heute. Seine Natur enthält manches, wovon man glauben sollte, daß es der öffentlichen Würde und Repräsentativität hinderlich sein müßte. Aber das Aneinander von Traditionsgefühl und Europäertum, von Konservatismus und Kühnheit, das er darstellt, hat über solche Hindernisse den Sieg davongetragen, so daß kaum ein anderes literarisches Ansehen heute in Frankreich so unangefochten ist, wie das seine — woran die Tatsache nichts ändert, daß der Radikalismus seines Bekenntnisses ihn gelegentlich in gesellschaftliche Vereinsamung gestürzt hat: Seine Freunde glaubten, so viel Schamlosigkeit nicht gut heißen zu dürfen, ohne sich selbst zu kompromittieren, sie glaubten, „nicht mehr mit ihm verkehren“ zu können; und man erinnert sich der grimmigen Geste, mit der er den Foyfott beantwortete, der öffentlichen Versteigerung seiner Widmungsbibliothek: Er entledigte sich damals durch eine Auktion aller ihm von Kollegen handschriftlich zugeeigneten Bücher — eine aufsehenerregende und für seinen Charakter höchst kennzeichnende Kundgebung.

Damals handelte es sich um „Corrydon“; aber es hätte sich ebensogut schon um das Buch mit dem biblischen Titel handeln können, das uns hier in einer Verdeutschung vorgelegt wird, die der Überschrift, nicht ganz zutreffend und doch legitimerweise, eine Wendung ins Goethesche gibt. Legitimerweise: denn das Goethesche Element ist stark in diesem französischen Protestanten, und man kennt die Antwort, wie er in Pontigny, als Deutsche und Franzosen im Gespräch übereinkamen, daß als Becker und Wildner heutigen Lebensgefühls drei Geister für beide Länder zu nennen seien: Whitman, Nietzsche und Dostojewski, nur halb befriedigt hinzufügte: „J'ai besoin dans tout cela de Goethe.“ — Und ist nicht, andererseits, das Protestantisch-Biblische in Goethe stark genug, um die Übertragung des neutestamentlichen Spruches

in das Zitat aus „Erlige Sehnsucht“ seelisch zu rechtfertigen?

So gut wie „Dichtung und Wahrheit“ hat Gides Autobiographie ihren Impuls aus Rousseauscher Sphäre empfangen, aber freilich bleibt sie in ihrer Problematik dieser Sphäre näher, als die Lebensgeschichte des deutschen Klassikers, deren von Rücksicht und Vorsicht nicht freie kanonische Würde sie denn auch sehr zur Unzeit anstreben würde. Ihre Offenherzigkeit, so geistig und moralisch sie betont war, konnte nicht verfehlen, skandalös zu wirken in einem Lande, das nur zögernd von der Gewohnheit läßt, in der Literatur einen Salon zu sehen. Und doch hat man es erlebt, daß die Bekenntnisse des anstößigen Schriftstellers, mäßig gekürzt, in einer Volksausgabe gewaltigen Umfangs auf den Markt gebracht wurden: Sieg des geistigen Prin-



Thomas Mann liest vor
Zeichnung von B. F. Dolbin

zips über das gesellschaftliche, Beispiel einer das Konventionelle unter sich lassenden literarischen Autorität.

Wir begrüßen es sehr, daß die deutsche Ausgabe sich diese Kürzungen nur zum allergeringsten Teile zu eigen gemacht hat: ich glaube, nur eine einzige Episode der algerisch-erotischen Abenteuer ist einem „guten Geschmack“ zum Opfer gefallen, der eben unter bestimmten Umständen doch ansechtbar bleibt. Sollte man einem Autor vom Range Gides, dem Schöpfer der „Falschmünzer“, eines der markantesten Wahrzeichen also, die die Krisis des modernen europäischen Romans errichtet hat – sollte man es nicht restlos ihm überlassen, das Maß von Aufrichtigkeit und Wahrheitspreisgabe selbst zu bestimmen, das vor aller Welt auf sich zu nehmen er bereit ist?¹ Wie schwer, beim besten und tapfersten Willen, ist es ohnehin dem Schriftsteller gemacht, die Wahrheit zu bezwingen! „Meine Absicht,“ erklärt Gide in einer nachträglichen Bemerkung zu seinem Lebensbuch, „ist stets gewesen: alles zu sagen. Es gibt jedoch einen Grad der Offenherzigkeit, den man ohne Künstelei und Unnatur nicht überschreiten kann; und mein Streben gilt in erster Linie dem Natürlichen . . . Trotz allen Willens zur Wahrheit wird, wer sein eignes Leben beschreibt, immer nur eine halbe Aufrichtigkeit erreichen: alles ist viel komplizierter, als es sich ausdrücken läßt.“

Auf jeden Fall ist die Rousseausche Entschlossenheit, einen Menschen in seiner Wahrheit und Nacktheit zu zeigen, überall spürbar in diesem Buch. Es ist nicht das, was Nietzsche eine „kluge“ Biographie nannte. Der Autor des „Immoralisten“ spricht einmal von „dem Moralisten, der in ihm schlummert“. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in diesem Moralismus die Quelle seiner autobiographischen Unbedingtheit sieht, zumal es sich eben um den Moralismus eines Immoralisten, das heißt: um einen Individual-Moralismus handelt, für den schon der Jüngling aus der Tiefe seiner Natur heraus die Formel, eine seiner puritanisch-christlichen Erziehung revolutionär widersprechende Formel findet. Es war der Romancier Graf de Bonnières, der ihn zwang, sie kundzugeben; denn die These dieses Literaten war, das Werk eines Künstlers müsse sich in zwei Worten resümieren lassen, seine

Idee müsse pillenartig verdichtbar sein, das Unkonzentrierbare habe keine Aussicht auf Unsterblichkeit. Er preßte den jungen Kollegen, bis dieser in einer Art von verzweifelter Explosion seine Formel preisgab:

„Wir müssen alle repräsentieren.“

Der Spruch ist erläuterungsbedürftig, und er erläutert ihn, indem er eine Befreiungsstriebe beschreibt, die heute, da bereits die Späßen es müde sind, das Recht des Sich-auslebens, das Pathos der persönlichen Freiheit, von den Dächern zu pfeifen, da die Idee der Freiheit selbst zur altbackenen Ware geworden und die absolute Bindung des Ich an der Tagesordnung ist (es handelt sich nur darum, das bindende Absolutum zu finden, und das Angebot an Surrogaten ist lebhaft) – die, sage ich, heute recht kindlich, recht relativ annimmt. Aber das Relative liegt schon im Begriff der Befreiung; das Leben selbst ist relativ und eben in seiner Relativität heiliger und realer, als irgendeine abstrakte „Bewegung“. Im persönlichen, relativen und realen Befreiungsakt wird die Idee der Freiheit immer wieder triumphieren, auch wenn sie nicht an der modischen Tagesordnung ist, und auch heute wäre es möglich, daß Gides „Formel“ mit dem ganzen Reiz einer neuen Errungenschaft über einem jungen geistigen Leben aufginge.

„In jener Zeit,“ sagt er, „ward die Moral, nach der ich bisher gelebt hatte, von einer anderen, irgendwie lockenderen, bannenderen Weltanschauung verdrängt. Ich gelangte nach und nach zu der Hypothese, daß die sittlichen Gebote vielleicht nicht für alle Menschen die gleichen seien, ja, daß eine Uniformierung, wie sie dem christlichen Ideal zu entsprechen schien, zum Verfall der kräftigsten Instinkte führen und deshalb eigentlich auch dem lieben Gott keineswegs erwünscht sein könne. Der Begriff Moral, wie ich ihn nunmehr konzipierte, war etwas ganz Individuelles, Privates, und es war durchaus denkbar, daß seine Forderungen den allgemein-gültigen zuwider liefen. Ich vermeinte zu erkennen, daß jedes Wesen, oder wenigstens: jedes auserwählte Wesen eine bestimmte Rolle auf Erden zu spielen habe: eben seine ganz spezielle, absolut eindeutige, unverwechselbare Original-

¹ Dies ist, wie ich nachträglich feststellen muß, geschehen. Die Deutsche Ausgabe (Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt) geht auf die von Gide autorisierte endgültige französische Fassung zurück.

rolle. Diese Auffassung führte mich dazu, jede Unterwerfung unter die gemeine Regel als Verrat zu empfinden - ja: als etwas der furchtbaren 'Sünde gegen den Geist' Vergleichbares, als eine nicht wieder gutzumachende Preisgabe der eigenen Einmaligkeit, des persönlichen Denk- und Kunst-freies, kurz: der Individualität... Ich war be-räuscht von der Mannigfaltigkeit des Lebens, die glitzernd vor meinen Augen aufzusteigen begann, und von meiner eigenen Mannigfaltigkeit."

Es ist klar genug, wo man die Quelle dieses prote-stantisch-religiös betonten Moral-Individualismus, dieses Pathos evangelischer Freiheit und dieses Erfülltheits von der Repräsentationspflicht des Einmaligen zu suchen hat. Sie liegt in der Variabili-tät des Geschlechtlichen, in seiner eigenen geschlecht-lichen Verschiedenheit, die er erstens als ein konsti-tutionelles Auseinandertreten von Liebe und Be-gierde bestimmen zu müssen glaubt, und die zwei-ten als das unzweideutigste Gerichtessein der Be-gierde auf die Jugend des eigenen Geschlechtes sich bewährt. Eine wirkliche Analyse der Homosexuali-tät, dieses komplizierten und abschattungsreichen natürlichen Phänomens ist nie versucht worden und wird eines Tages versucht werden müssen. Was im Augenblick interessiert, ist das moralpsycho-logische Faktum, daß es durchaus nicht die besondere Richtung der Begierde war, die mit den Grund-sätzen kollidierte, die eine puritanisch-christliche Er-ziehung ihrem Träger eingeimpft hatte, sondern allein die Sinnlichkeit selbst und als solche. „So-lange ich," schreibt er, „meiner Begier alles ver-weigern zu müssen glaubte, handelte es sich nicht darum, worauf diese Begier gerichtet war. Son-dern ich begann zu zweifeln, ob Gott selber solchen Zwang heischte, ob ein fortwährendes Widerstehen nicht vermessen war, und ob ich die Schuld des auf-reißenden Kampfes vernünftigerweise auf den ‚anderen‘ schieben durfte." (Er meint den Teufel.) „Schließlich befiel mich ein Ahnen, als ob dieser verstimmende Dualismus sich in eine Harmonie auflösen könne. Und alsobald erklärte sich mir das Erstreben dieser Harmonie zu meines Daseins Zweck und Sinn."

So gewinnt die erste algerische Reise, die er 1893, ein Bierundzwanzigjähriger, antritt, einen Sinn, der auffallend an die Rolle erinnert, die die italienische Reise in Goethes Leben gespielt hat.

Drängt sich nicht wirklich diese Erinnerung auf bei der Erläuterung der geheimen Tendenzen, in deren Zeichen das Abenteuer stand? Er und sein junger Begleiter, der Kunstschüler Paul Laurens, sie beide müde des Zweifels, der Unruhe, der Roman-tik und Melancholie, finden sich geistig in einem „ausgesprochenen Widerwillen gegen alles Ab-sonderliche, Bizarre, Krankhafte, Anormale". (Sic.) „Und in den Gesprächen, die wir vor der Abreise hatten, konstruierten wir uns ein Ideal des Gleich-gewichts, innerer Fülle und Gesundheit. Das war, glaube ich, mein frühestes Trachten nach dem, was man heute ‚Klassizismus‘ nennt. Ich setzte mich



André Gide

damit in scharfen Gegensatz zu allen meinen bis-herigen christlichen Idealen und versagte es mir sogar, meine Bibel mit auf die Reise zu nehmen..." Aber die Parallele wird augenfälliger in den Wor-ten, mit denen er seinen Zustand nach der Rückkehr in die Heimat beschreibt. „Ich brachte das Geheim-nis meiner Auferstehung mit und zugleich eine innere Bangigkeit, wie sie einst Lazarus, der dem Tode Enttriffene, gekannt haben mag. Alles, was mich früher beschäftigt hatte, erschien mir jetzt dürr und wesenlos. Wie hatte ich nur atmen können in der moderigen Stickluft der Salons und Coena-fel? Vermutlich kränkte es mich auch, zu sehen, daß diese geschäftige Welt völlig in ihrem Geleise ver-blich, mochte ich nun abwesend oder wieder da

sein. Ich, den ein so bedeutames Geheimnis jetzt auszeichnete: ich sollte für die Welt so wenig Bedeutung haben!? Ich fühlte mich von Grund aus verwandelt und hätte Neues, Ungeahntes zu sagen gehabt: aber niemand ließ sich herbei, meiner Botschaft Gehör zu schenken. Alle lebten weiter, als wäre nichts geschehen; und das, wofür sie lebten, erschien mir so verächtlich, daß ich hätte aufschreien mögen vor Verzweiflung über meine Unfähigkeit, es ihnen zum Bewußtsein zu bringen. Solch hochgradiges Fremdgewordensein (woran ich besonders in Gegenwart der Meinigen litt) hätte wohl bis zum Selbstmord führen können...

Das fängt an, nach literarhistorischer Imitation auszuweisen — (man verzeihe das Wort, es ist im Sinne der „Nachfolge“ gemeint, und wenn dergleichen im Spiele gewesen sein sollte, so war es kein Hindernis für den vollen Ernst des Erlebnisses). Hatte Gide Niezschke schon gelesen, als er die Gefährlichkeit der christlichen Moral für das Leben, die „kräftigsten Instinkte“ entdeckte, und kannte er die Geschichte Goethes, als er nachitalienisch-weimarische Stimmungen so getreulich nachempfand? Er bleibt uns die Antwort schuldig, wie er überhaupt mit Überlieferungen, die seinen geistigen Bildungsgang betreffen, nicht eben freigebig ist. Fest steht, daß deutsche Dinge von früh an eine gewisse Rolle dabei gespielt haben, wie aus manchem beiläufigen Zitat hervorgeht. Genau in dem Alter, da wir alle nicht höher schwuren, liest der junge Franzose aus gutem Hause das „Buch der Lieder“ im Original.

Es ist merkwürdig, wie in diesen Memoiren eine Bekennerlust, die grundsätzlich keine Grenzen kennt, sich mit Schweigsamkeit, Kargheit der Mitteilung paart. Roger Martin du Gard hatte so unrecht nicht, wenn er ihnen eine gewisse Unausgiebigkeit zum Vorwurf machte. Freilich ist diese oft nur vorläufig und wird nachträglich, bei passender Gelegenheit, ausgeglichen, denn es ist unmöglich, alles auf einmal zu sagen. Und doch kann ich nicht umhin, in solchen spät und überraschend gefüllten Aussparungen eine Schwäche der Komposition zu sehen, wenigstens, wenn sie sich von einem seelischen Umfang erweisen, wie diejenigen, die aus Anlaß der Liebesstunde mit dem kleinen Mohammed in Wida resümiert werden. Hier wird, den „Freudentaumel“, die „zitternde Glückseligkeit“

dieser Nacht recht zu erklären, die Schilderung von Qualen sinnlicher Ratlosigkeit, Anarchie und erzeijiver Entbehrung nachgeholt, die große zurückliegende Lebensstrecken betreffen, und von denen uns zu ihrer Zeit eine Vorstellung zu machen wir in keiner Weise angehalten waren. Diese Technik ist mir nicht episch genug. Die Schilderung ist ergreifend, aber sie kommt zu spät. Der Leser muß sie rückwärts in die Erzählung hineinarbeiten und kommt sich dumm vor, wie jemand, der zu geschehen gezwungen ist: „Ich habe keine Ahnung gehabt...“

Wenn das eine Ausstellung ist, so muß desto bewunderungsvoller und dankbarer betont werden, daß wir in Gides Lebensbuch eins der fesselndsten und menschlich aufschlußreichsten Werke der Memoiren-Literatur überhaupt besitzen. Die körperlich-moralische Konstitution, aus der eine Reihe von weltwichtigen literarischen Kunstwerken hervorgegangen ist (sie liegen nun glücklicherweise fast alle in deutscher Übersetzung vor), wird uns in ihrer kapriziösen Einmaligkeit intim lebendig; auf die direkteste Weise werden wir mit dem vertraut gemacht, was Gide selbst den „Denk- und Dunstkreis“ des Individuums nennt. Die soziale Note ist die eines begüterten Familiensöhnchens von schwankender Gesundheit und schonungsvoller Erziehung, das eine aristokratisch verwöhnte Art hat, von „Maman“, von „meinem Onkel Charles“ und „meiner Tante Henri“ zu sprechen, worin etwas von der naiven Zumutung liegt, durch die wir uns erheitert fühlen, wenn Österreicher sagen: „Der Papa war doch so krank.“ Das Verhältnis zu „Maman“, in seiner Ambivalenz von Zärtlichkeit und Gereiztheit durch pädagogische Tyrannei, gehört zu den schönsten Werten dieses Lebens; ihr Tod, gegen Ende des Bandes, ist unvergeßlich, nicht zuletzt durch das Selbstbekenntnis, zu dem er Gelegenheit gibt, und das einen Charakter in seiner eigentümlichen Kälte, Neugier und Begeisterungsfähigkeit resümiert: „Persönlicher Kummer ist es nicht, was mir Tränen zu entreißen vermag; so sehr mein Herz in Pein ist: die Augen bleiben trocken. Das kommt wohl daher, daß immer ein Teil meines Wesens sich zurückzieht, den anderen beobachtet und spöttisch zu ihm sagt: ‚Aber du bist ja gar nicht so furchtbar traurig!‘ Andererseits habe ich reichliche Tränen zur Verfügung, wenn es sich

um fremden Kummer handelt, den ich häufig viel lebhafter empfinde, als meinen eigenen; besonders aber bei Gelegenheit irgend welcher Manifestationen von Schönheit, Edelsinn, Selbstverleugnung, Aufopferung, Dankbarkeit, Mut oder kindlicher Reinheit. Und so war es denn jetzt nicht das Gefühl meines Verlustes, das meine Seele in diesem Grade erschütterte (und, um aufrichtig zu sein, muß ich gestehen, daß dieses Leid mich kaum traurig machte; oder, wenn man will: ich war traurig, meine Mutter leiden zu sehen, aber nicht sehr, sie verlassen zu müssen). Nein, nicht aus Traurigkeit weinte ich, sondern aus Bewunderung für dieses Herz, das keiner niedrigen Regung fähig war, das immer nur für andere schlug, das in steter Pflichterfüllung aufging, nicht so sehr aus religiösem Willen wie aus natürlichem Triebe... — Mir scheint, hier kleidet sich Typisch- und Ewig-Menschliches ins Gewand des Einmaligen. Diese Mutter und dieser Sohn sind immer und überall, und genau dies sind die Tränen, die wir alle in einer heilig-bitteren Lebensstunde geweint haben. —

Als schriftstellerisch-dichterische Glanzpartien des Buches sind die Schilderungen von ländlichen Schauplätzen der Kindheit zu nennen, meisterhaft gestaltete Naturbilder, von einer wissenschaftlichen Sicherheit der Benennung, deren Ursprünge im Dunkel bleiben. Reiche Charakterisierungskunst bewährt sich bei den Porträts von Lehrern, Kindheitsgenossen, Verwandten und Freunden. Die Galerie von Künstler- und Schriftstellerköpfen aus der Zeit seines Eintritts ins pariser literarische Leben, Figuren besonders aus Mallarmés Kreis, wird immer historischen Wert behalten. Und durch das ganze Buch zieht sich als psychologisch rätselhaftes Motiv die seraphische Liebe zu Emmanuèle, der Cousine, die er, trotz endgültigster Einsichten in seine Natur, zu heiraten trachtet und eines Tages in der Lat heiraten wird. Warum? Ist es wirklich darum, weil sein Herz, nach einem persönlichen Geseß, andere Wege geht, als seine Sinnlichkeit, Eros und Ceros bei ihm streng geschieden sind? Ist es, weil er davor zurückschreckt, die Brücken hinter sich abzubauen zur Normalität, zum Leben? Oder ist im tiefsten und frühesten Grunde, in der Wurzel, sein Empfinden dennoch „natürlich“, aufs Weibliche gerichtet, und erst in höherer, geistigerer Schicht hätte sich das Sinnliche vom seelisch Zärtlichen ge-

trennt und die Richtung aufs Gleichgeschlechtliche genommen? Es gibt sehr verständige Beobachter, die auch heute noch, so gewagt es nachgerade klingen mag, dafür halten, daß echte und wurzelhafte Homosexualität in Wahrheit nicht vorkomme. Diese Memoiren hier lassen deutlich genug erkennen, daß das Weibliche — *quand-même* — nie aufgehört hat, eine gewisse Rolle in dem Leben des Verfassers zu spielen. Sehr früh spielt es eine darin, die an ein Trauma mit schweren Folgen denken läßt. Er ist vier- oder fünfjährig, ein Bürschchen „in einem lächerlich karierten Kleidchen, angeklammert an die Röcke meiner Mutter, mit krankhafter, böser Miene und schiefem Blick“, als man ihn auffordert, eine schöne junge Verwandte, die ein ausgeschnittenes Kleid trägt, auf die Wange zu küssen. Statt dessen, verherzt von dem köstlichen Schimmer ihres *Defolletés*, beißt er sie „in einer Art von Laumel“ in die nackte Schulter. Sie schreit auf, blutend. Er brüllt vor Entsetzen, spuckt aus vor Ekel und wird aus dem Zimmer geführt. Ein verhängnisvolles Erlebnis und als Erlebnis eben sehr merkwürdig. Er hat das Ziel der Begierde, das Fleisch, mit den Zähnen kennen gelernt, den Blutgeschmack im Munde gespürt. Ist es die Folge davon, daß er die Illusion der Lust später bei braunen Knaben sucht und findet und dem Weiblichen nur das Zarteste, Unsinnlichste seiner Empfindung vorbehält? —

Ich blättere noch einmal und mache mir Skrupel, meinen Raum verschwenden und beim Wichtigsten nicht genügend verweilen zu haben. Dieser reizvoll kontradiktorische, tief vertrackte und merkwürdige Charakter in seiner Urneigung zum Widerspruch und „bösen Willen“ — dieser kalte, verschlagene und dennoch generöse, freudige und zärtliche Künstlercharakter hätte deutlicher gemacht, sein Verhältnis zur Musik hätte ausgesprochen werden müssen: eine innigste Leidenschaft, durch die, seiner eigenen Wahrnehmung zufolge, sogar seine Schreibweise bestimmt ist, die aber dabei durchaus aufs „Reine“, „Absolute“, Kammermusikalische gerichtet bleibt: er lehnt die literarische und polyphone Musik Wagners ab, obgleich sie im Kreise Mallarmés angebetet wird. Es hätte ferner die Rede sein müssen von der Naturgeschichte seiner Bücher und einzelner Figuren daraus, wie des bedenklichen Pastors Prosper Wedel in den „Falschmünzern“, zu

dem wir das Modell in den Erinnerungen finden; von fallen gelassenen Plänen, wie jenem großartigen politischen Romanprojekt, dessen resignierte Absehung vom Programm seines Lebens zu der Sentenz Gelegenheit gibt: „Man sollte die Schwierigkeiten eines Themas erst im Laufe der Arbeit, eine nach der anderen, ins Auge fassen; wer sie von vornherein alle erkennt, verliert jeden Mut.“ Genug, ich hätte mich auf die Notwendigkeit der Beschränkung früher besinnen sollen.

Unbedingt verdient die Übersetzung Hardekopfs ein Wort des Lobes. Sie ist vorzüglich, exakt und anschniegfam und bewährt ihre Verdienste besonders bei den schönen Natur Schilderungen des Buches. Unser Übersetzungs Wesen hat sich im letzten Jahrzehnt, was Gewissenhaftigkeit und Sprachgefühl betrifft, aufs erfreulichste gehoben; zum mindesten ragen ein paar beispielgebende Künstler auf diesem Gebiet aus dem eilig arbeitenden Gros hervor, wie Reissiger fürs Englische und Käthe Rosenbe: g fürs Russische. Hardekopf ist, glaube ich, unser bester

Übersetzer aus dem Französischen, und meine Freude an seiner Arbeit wäre ungetrübt gewesen, wenn er sich nicht, mit eiserner Konsequenz, durch das ganze Buch hin, auf einen sonderbaren Interpunktionsfehler versteift hätte. Ich bin der Letzte, eine scharfe Satzgliederung nicht gut zu heißen, und man muß es mit der Verwendung des Kommas schon bunt treiben, damit meine Sympathie nicht mehr folgen könne. Was aber zu viel ist, ist zu viel. In der Phrase: „Es gab Momente, wo meine Seele sich von ihrem in Wahnsinn verlorenen Helden löste“ kann man nicht nach „ihrem“ ein Komma setzen. Ebenso gut könnte man schreiben: „Ein, schlecht erzählter Wig.“ Und tatsächlich schreibt Hardekopf: „Seine, stets wache Empfindlichkeit.“ Das ist ja eine Schrulle. Aber freilich, sein Verdienst, das im lebendigsten Sinne Massische Französisch des Originals in ein — man darf sagen: ebenbürtiges Deutsch übertragen zu haben, wird durch diesen durchgehenden kleinen Schönheitsfehler nicht geschmälert.